

Renate Möhrmann

ANTONIA UND SARAH  
Roman

[www.schenkbuchverlag.de](http://www.schenkbuchverlag.de)  
[www.schenkverlag.com](http://www.schenkverlag.com)  
[www.schenkverlag.eu](http://www.schenkverlag.eu)

Renate Möhrmann

ANTONIA UND SARAH  
Roman



SCHENK VERLAG ❖ Passau

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-40-9

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2007

Umschlaggestaltung: Zsuzsa Navratil  
Satz: László Kőrösi

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

Paris 2005



*„Jede Geschichte hat nicht nur zwei,  
sondern wohl an die tausend Seiten.  
Es ist gut möglich, dass keine von ihnen  
ganz der Wahrheit entspricht.“*

(Josef von Sternberg)

Er hätte es anders sagen müssen. Jedenfalls nicht so. Er hätte es erklären müssen. Sich Zeit nehmen für eine Erklärung. Nach all den Jahren. Das hätte sie schon erwarten können. Mindestens. Der Ton macht die Musik, hatte ihre Mutter früher immer gesagt. Damals hatte sie sich darüber geärgert. Na ja, Mütter und Töchter. Ein weites Feld mit vielen Stoppeln. Ein Stoppelfeld. Heute fand sie, dass ihre Mutter Recht hatte. So hätte er es wirklich nicht sagen müssen. So beiläufig, geradezu aufgeräumt. Das war's. Diese Aufgeräumtheit in seiner Stimme hatte sie besonders schockiert. Verletzt. Ein Gefühl wie in der Schule. Alle anderen wissen es schon, finden es ganz normal und finden sich damit ab, und man selbst weiß nichts, ist dumm, blöd und begriffsstutzig und hat das Problem noch nicht mal geahnt.

Antonia ging zum Kühlschrank, nahm die halbleere Weißweinflasche heraus, die von gestern, und goss sich ein Glas ein. Ging zum Fenster und schaute auf den Square. Auf den Bänken saßen Paare, ineinander verschlungen, Mütter, die ihre Kinder beaufsichtigten oder Nounous, die die Kinder anderer Mütter mit der gleichen Fürsorge bewachten, alte Männer und Frauen mit Zeitungen und Bü-

chern und dazwischen kleine und größere Jungen, die dem Fußball nachjagten. Gekreisch, Bewegung, Gegenwart. Antonia starrte auf das Gewimmel. Stand und starrte. Immer noch begriffsstutzig. Was zum Teufel hatte er sich bloß dabei gedacht. Der Wein schmeckte fade. Sie ging in die Küche und holte sich einen Eiswürfel aus dem Gefrierfach. Wenn er schon nicht schmeckte, sollte er wenigstens kalt sein. Auf dem Schreibtisch in ihrem Arbeitszimmer lag das Foto. Im Großformat. Das makellose, selbstsichere und über alle Schrecknisse hinwegstrahlende Gesicht. Sie schob das Foto beiseite.

»Mein Gott, Sarah, was weißt du schon vom Leid. Du hast alles immer nur gespielt. Weggespielt. Die große Gebärde zerquetschte das kleine menschliche Leid. The show must go on. Die ganz große Show. Glamour, Gold, Glanz. Bis zuletzt. Dein Leben hat mit meinem überhaupt nichts zu tun.«

»Gut so. Richtig«, hatte Moritz gesagt, »nur die Distanz schafft den nötigen Rahmen, um die Welt eines Künstlers in seiner ganzen Substanz zu erfassen, in seinem Bau, in seiner inneren Form und im Wechselspiel seiner zahlreichen Beziehungen. Du musst deine Heldin nicht lieben, Antonia. Aber du musst sie kennen. Sie beobachten. Ihr auf die Schliche kommen. Mit Genauigkeit und Seele. Das erwarte ich von dir. Das ist dein Auftrag.« Am 1. Mai vergangenen Jahres hatte sie den Vertrag unterzeichnet. Jean-Luc hatte gewitzelt: »Dann bin ich also für die nächsten Jahre abgeschrieben.«

Jetzt war sie abgeschrieben. Seit gestern Abend. Das hatte er ja gesagt. Beiläufig, fast schon gelaunt.



»Das war's dann, Antonia. Ich zieh aus. Das hat auch was Befreiendes, jedenfalls für mich, denn du warst nicht einfach.«

»Ich soll nicht einfach gewesen sein? Und er? War er denn einfach? Das doch bestimmt nicht.«

Sie ging zum Fenster zurück. Schaute auf das Gewusel im Park, sah die emotionalen Strukturen, die in all dem erkennbar blieben. Die Mütter hatten ihre Kinder, die Nounous ihre sozialen Schützlinge, ein paar Väter kümmerten sich gleichfalls um den Nachwuchs, die Liebespaare hatten sich selbst und die Clochards jedenfalls ihre Hunde. Antonia hatte nichts. Seit gestern. Nichts. Das Schicksal hatte die Pferde gewechselt. Gestern im Zweiergespann. Heute allein.

»Wir sind alt genug«, hatte Jean-Luc damals gesagt, »um dieses Heim-ins-Herz-Kartell nicht mehr befolgen zu müssen. Das alte Familienmodell taugt heute einfach nicht mehr. Wer schafft schon ein fünfzigjähriges Erwachsenenleben mit derselben Frau oder demselben Mann, dies ›Bis dass der Tod euch scheidet‹? Das klappte vielleicht bei Theodor Storm und seinen Zeitgenossen. Aber auch nur, weil der Tod im Kindbett den Weg für die Neue frei machte. Die Ausquartierung der ersten geschah zwangsläufig, aus Mangel an medizinischer und hygienischer Grundversorgung, ohne die heutigen psychologischen Geschlechterschlachten. So was geht einfach nicht mehr. Das weißt du doch am besten. Zwei Persönlichkeiten, zwei Karrieren, zwei Menschen ohne Trauschein in freier aber durchaus verantwortlicher Liebe verbunden, nur das hat heute noch Sinn.«

Antonia dachte genauso und hoffte im Geheimen, dass dieser Sinn von Dauer war: Schließlich

hatte sie zwei gescheiterte Ehen hinter sich. Nun war er ausgezogen. Ohne Vorwarnung. Innerhalb von bloß vierundzwanzig Stunden hatte sich ihr Leben in eine Baustelle des Unglücks verwandelt. Sie versuchte, sich an die letzten Tage zu erinnern, herauszufinden, ob es einen besonderen Streit gegeben hatte, tastete die letzten Wochen ab nach Hinweisen für den Bruch von heute. Sie fand nichts. Sie jedenfalls war glücklich mit ihm gewesen, hatte angenommen, dass er es auch mit ihr war. Unwillkürlich dachte sie an ihre beiden gescheiterten Ehen. Da wusste sie genau, warum es zum Bruch gekommen war. Christian und sie waren einfach zu jung gewesen. Eine Kinder-ehe, hatte ihr Vater geschimpft und ihr jegliche Unterstützung entzogen. Sie waren damals beide Studenten im dritten Semester der Romanistik, frisch ineinander verliebt, als Christian durch den Tod seiner Großmutter zum Erben einer kleinen Wohnung wurde, eine dieser zweckmäßig zugeschnittenen Zweizimmerwohnungen aus den Zwanzigerjahren mit Laubengang und Fahrradkeller. In Fuhlsbüttel, einem Vorort von Hamburg.

»Das Nest ist schon da«, hatte Christian emphatisch verkündet. »Jetzt fehlen nur noch die Vögelchen. Zum legalen Vögeln nämlich.«

Zwei Monate später hatten sie geheiratet. Antonia war einundzwanzig und Christian zwanzig Jahre alt. So früh zu heiraten galt damals als ziemlich exotisch. Schließlich war der Trauschein ja nicht mehr nötig, um ans Fleisch des anderen zu kommen. Ihrem Vater hatte Antonia bei ihrer Scheidung entgegengehalten, dass diese ›Kinder-ehe‹ immerhin fünf Jahre gehalten hatte und vier davon richtig glücklich waren.

»Und wie viele Glücksjahre waren es bei euch? Bei Mama und dir? Sag schon, Papa. Ich bin auch erwachsen inzwischen.«

»Das spielt keine Rolle, Antonia«, hatte ihr Vater erwidert. »Eine Ehe muss verlässlich sein. Was zählt, ist Vertrauen. Ein Leben lang. Glück ist eine Erfindung der Spinner. Wenn du so weiter machst und alle fünf Jahre diesen Glückswechsel vollziehst, dann wirst du bis zu deinem Tod zehn Scheidungen erlitten haben und ein emotionales Wrack sein. Lass dir's gesagt sein, Antonia.«

»Das Glück bin ich«, hatte Sarah mit ihrem triumphalen Lächeln während ihrer vorletzten Amerikatournee in Texas behauptet. Und damals hatte sie bloß noch ein Bein. Wie Antonia sie bewundert hatte, diese Sara Marie Henriette, wie sie laut Geburtsurkunde hieß, die berühmteste Schauspielerin ihrer Zeit, die ihr Leben wie ein Kunstwerk selbst geschaffen hatte, sich selbst gemacht hat.

»Sie wird mehr Ruhm gekannt haben als jeder andere Mensch«, hatte ein Kritiker geschrieben. »Den greifbaren, den berausenden, den zu Kopf steigenden Ruhm der Eroberer und der Cäsaren. In allen Ländern der Welt hat man sie aufgenommen, besser als jeden König, und ihr ist zuteil geworden, was kein Fürst unter den Denkern je erhalten wird.«

Natürlich wollte Antonia ihre Geschichte nicht so erzählen. Keine Höhenkamm-Biografie schreiben. So etwas hatte immer etwas Imperialistisches. Das wollte sie auf keinen Fall. Was sie interessierte, war, wie eine Frau, die 1844 als uneheliche Tochter einer holländischen Jüdin in Paris geboren wurde, sich ihr eigenes Leben schaffen und sich zum ersten Weltstar

stilisieren konnte. Wie war das möglich gewesen? Aus dem Nichts solche Fülle?

Jetzt interessierte sie das alles nicht mehr. Berührte sie nicht. Es blieb eine Erfolgsgeschichte, wie man es auch anpackte. Jetzt fand sie plötzlich alles bloß noch hohl, Sarahs Lächeln metallisch. Ihr Gesicht stählen. Diese Frau musste hart wie Stahl sein, mit einem oder beiden Beinen, um sich eine solche Legende zu zimmern. Sie hatte ihr Leben in der Hand und die Männer im Griff. Eintausend Heiratsanträge soll sie erhalten haben. Das muss man sich vorstellen. Antonia hatte nichts in der Hand und schon gar nichts im Griff. Seit gestern. Natürlich musste sie die Bernhardt nicht lieben, wie Moritz bemerkt hatte. Aber einen Zugang zu diesem Leben musste sie schon haben. Schließlich sind es immer die Zugänge, die dem Werk Leben einhauchen. Nie ist ein Künstler sakrosankt und ewig gleich bleibend bedeutsam. Ein Bezug musste sich herstellen lassen, eine Brücke, über die man auf ihn zugehen konnte, um mit eigenen Augen zu sehen und Neues zu erkennen. Dieser Bezug fehlte ihr jetzt. Sie hatte zuviel damit zu tun, in ihrem eigenen Leben herumzuwühlen. Jean-Lucs plötzlicher Auszug, ihre beiden gescheiterten Ehen. Mit Christian war das Ende eine gemeinsame Entscheidung gewesen. Das letzte Jahr entpuppte sich als eine einzige Katastrophe. Sie hatten einander bloß noch genervt. Dass seine Sachen überall herumflogen, die Sneakers in der Badewanne, seine schmutzige Wäsche in der Küche, dass sein Kamm im Waschbecken lag und der Deckel vom Honigglas im gemeinsamen Ehebett, all das konnte Antonia plötzlich nicht mehr ertragen.

Christian hingegen fühlte sich eingeeengt durch sie. Schlimmer als seine Mutter wäre sie ja. Und dann

hatte der Satz, den sie später wirklich bereute, den Ausschlag gegeben. »Wasch deinen Schwanz, du Schmutzfink, bevor du mit mir schläfst«, hatte sie ihm vorgehalten. Natürlich war das nur der Auslöser für das Ende. Im Grunde wollten beide noch etwas anderes vom Leben als diese Studentenehe im Laubengang. Gelegentlich trafen sie sich übrigens noch und lachten über ihre frühen matrimonialen Versuche.

Bei Philipp sah die Sache anders aus, und die Auflösung dieser Ehe war bei weitem dramatischer. Er war kein Junge mehr wie Christian, als sie geheiratet hatten. Zehn Jahre war er älter als sie und Redakteur einer angesehenen Zeitung mit verlässlichem Gehalt. Ein Mann, hatte Antonia gemeint, kein Kind wie Christian, dem sie beibringen musste, dass es eine Elektro-Heizung gab, deren Kosten anstiegen, wenn man vergaß, sie auszuschalten. Philipp hatte alles im Griff. Auch sie selbst, so schien es ihr. Kinder wollte er keine, ebenso wie Christian, aber aus anderen Gründen. Doch auch sie war nicht unbedingt auf Mutterschaft fixiert. Mit Philipp war das Leben auf die Zukunft ausgerichtet. Sollte ständig aufwärts gehen. Dies und das sollte dann und dort erworben werden und erreicht sein. Beide verdienten gut und freuten sich darüber, sich dies und das auch leisten zu können.

Auch diese Ehe hatte fünf Jahre gedauert. Nur – das Ende fiel melodramatisch aus. Denn als Antonia von einer Verlagsreise vorzeitig aus Paris zurückkam, fand sie Philipp im gemeinsamen Ehebett mit ihrer Freundin Sandra vor. Als sie sah, wie Philipp mit nacktem Unterleib hektisch nach seiner Pyjamahose angelte und mit dem Kopfkissen das Gesicht seiner

Bettgenossin zudeckte, da war die Sache für sie gelaufen. Sie hatte auf der Scheidung bestanden.

Und jetzt schon wieder eine Trennung. Sie ging durch die Wohnung, die ihr plötzlich viel zu groß erschien. Leer und zu groß. Ging vom Arbeitszimmer in die Küche, von der Küche ins Esszimmer, ins Bad, in ihr gemeinsames Schlafzimmer. Jeder Raum riss eine Wunde auf. Besonders das Schlafzimmer. Hatten sie nicht gestern noch in diesem Bett miteinander geschlafen? Gestern vielleicht nicht, aber vorgestern. Oder letzte Woche? Jedenfalls fühlte es sich so an, als ob es gestern war, dass seine Hände langsam und zärtlich die Linien ihrer Schulterblätter nachgezeichnet hatten. Oder hatte sie sich alles bloß eingebildet, dieses Einverständnis ihrer beiden Körper? Hatten sie beide vielleicht doch bloß Komödie gespielt? Die allzu menschliche Sex-Komödie? War ihr die Wirklichkeit oder das, was man gemeinhin darunter verstand, möglicherweise abhanden gekommen? Sie, deren Beruf es war, das Leben der anderen zu erforschen, festzuhalten, zu ordnen und mit Sinn auszustatten, ihm die erwartete Struktur zu verpassen mit Anfang, Entwicklung, Höhepunkt und Ende? Es stimmte ja, dass Antonia mittlerweile zu den erfolgreichsten und gefragtesten Biografen gehörte, eine, die mit ihrer Kleist-Biografie lange Zeit auf den Bestsellerlisten stand. Und Kleist war ja auch so einer, bei dem man nie wusste. Konnte es sein, dass sie ihr Leben auch nach solchem Muster modelliert und fiktionalisiert hatte? Sich zugeschaut hatte beim Leben mit ihm, um Stoff für die große Erzählung zu sammeln? War das Glück mit Jean-Luc vielleicht bloß ihre eigene Erfindung? Solche Gedanken begannen in beunruhigendem Maße wie Unkraut in ihrem Hirn zu wuchern.

Sie schenkte sich Wein nach, auch wenn er nicht besonders schmeckte. Ohne Alkohol würde sie diesen Abend nicht durchstehen können. Die immer gleiche Frage spulte sich in ihrem Kopf ab. Was ist der Grund? Warum die Trennung? Von einem zum anderen Tag, ohne Erklärung. Aus und raus. Warum? Eine Erklärung hätte man unter vernünftigen Leuten schon geben müssen. Schließlich sind wir keine emotionalen Analphabeten mehr.

Sie sah ihn vor sich, wie er entspannt mit leicht ausgestreckten Beinen auf ihrem Thonet-Schaukelstuhl saß, dem schönsten Möbelstück der Wohnung, das sie gemeinsam auf dem Antiquitätenmarkt von Clignancourt erstanden hatten. Ein gut aussehender Mann mit diesem südfranzösischen Teint, der auch in der kalten Jahreszeit seine leicht gebräunte Farbe behielt. Ihre Freundin Irene hatte ihr vorgeworfen, sie sei männerfixiert. Eine Heirat oder feste Beziehung nach der anderen. Sie hätte gefälligst versuchen sollen, auch mal eine längere Zeit allein zu leben. Als wirklicher Single. Das bot ungeahnte Reize.

Meine Güte, was sollten ihr solche Ratschläge jetzt? In dieser Situation? Antonia ging nervös auf und ab. Wenigstens würde es diesmal nicht solche erbärmlichen Scheidungsauseinandersetzungen geben. Die Wem-gehört-was-Gefechte. Und die Anwälte, die aus all dem einen Gewinn für die eigene Partei erzielen wollten. Das war ja das Abscheuliche. Aus denen, die sich einmal den Himmel versprochen hatten, waren Parteien geworden, die sich um irdische Güter stritten. Alles stand plötzlich auf dem Prüfstand, war Gemeingut öffentlicher Verhandlungen. Die Neigungen, die Versäumnisse, die Verfehlungen, die Gewohnheiten, die Einkommen, die Abgaben, die

Zulagen, die Wertpapiere, die Altersversorgungen. Schließlich ging es um der Güter Höchstes: ums Geld. Wer behielt was und bekam wie viel? Zum Beispiel ihr gemeinsames Haus in Burgund. Philipp wollte es verkaufen, sie behalten.

Hätte sie ihn nicht mit nacktem Hintern auf ihrer Freundin Sandra erwischt, wäre sie versöhnlicher gewesen. So war er der Feind. Das Bild von den zapelnden Gesäßbacken ihres Mannes auf dem Fleisch ihrer Freundin saß fest wie eine Klette in ihrem Gedächtnis. Wie ein Ekel erregendes Insekt wollte sie ihn zertreten, aus ihrem Leben heraustreten. Damals. Anders als bei Christian, wo die ganze Scheiderei eher den zwangsläufigen Schlussakt eines Lustspiels bildete. Als die Scheidung ausgesprochen war und sie im Flur des Hamburger Amtsgerichts standen, waren sie beide der Ansicht gewesen, das Gebäude nicht in verschiedenen Richtungen zu verlassen, sondern gemeinsam essen zu gehen. Schon aus Trotz gegen das Übliche. Stefan, ihr Trauzeuge, der sie begleitet hatte, orakelte schon, dass sie nächstens wohl wieder heiraten würden. Neuanfänge seien meist gar nicht so übel.

»Nee, nee«, hatte Christian mit seinem entwaffnenden Lachen entgegnet, »olle Kamellen soll man nicht wiederholen, und auf die ständige Wegräumerei hab ich bestimmt keinen Bock mehr.«

»Und ich nicht zum Nachräumen. Jetzt will ich meine Zeitung endlich wieder da finden, wo ich sie hingelegt habe und nicht neben der Klosettbürste in der Toilette.«

Sie lachten, sagten ›tschüss‹ und ›na dann‹...

Wieso eigentlich überkamen Antonia gerade jetzt diese ›ollen Kamellen‹, all diese Stenogramme des Scheiterns? Sie ging ins Wohnzimmer und öffnete die



Flügeltüren zum Square hin. Ob dort das Glück lag? Das Glück der anderen? Ein paar Kinder liefen kreischend über das frisch bepflanzte Blumenrondell, bevor sie von ihren Müttern energisch zurückgerufen wurden. Sie sollten gefälligst im Umkreis der Bänke spielen, auf denen die Erwachsenen saßen. Antonia sah, wie die Kleinen sich maulend fügten. Und die Mütter, dachte sie, machte es ihnen Spaß, auf dem Spielplatz zu sitzen? Ist es das nun, das wahre, wirkliche Leben, das mit den Kindern, wie so gern behauptet wird? Waren sie glücklich mit dem Leben, das sie hatten? Wenigstens zufrieden? Oder sagten sich die Mütter, die auf den Bänken saßen, dass sie hier ausharren müssten, damit ihre Kinder es gut hätten, an der frischen Luft wären und den Auslauf bekämen, den sie in den üblichen engen Dreizimmerwohnungen nicht hatten? War das für die Mütter eine Zeit, die abgeleistet werden musste? Eigentlich langweilig und verloren, aber zum Wohl der Kinder erforderlich? Ob sie wohl die ganze Zeit darauf hofften, dass die gesunde Stunde bald vorbei wäre?

Sarah Bernhardt soll leidenschaftlich gern mit ihrem kleinen Sohn Maurice gespielt haben. Ihr Ein und Alles sei er gewesen, berichtet eine Biografin aus den Staaten und beschreibt die Szene, wo einer ihrer zahlreichen Liebhaber in die Wohnung in die Rue Auber kam und mit den Worten abgewiesen wurde: »Madame spielt mit dem kleinen Monsieur und duldet keine Unterbrechung.« Andere Biografen hingegen behaupten, dass sie ihren Sohn wie ein putziges kleines Spielzeug behandelte. Und bei jeder Gelegenheit in die Obhut von anderen abschob, in die ihrer holländischen Großmutter Mevrouw Van Hard, ihrer Lieblingschwester Régine oder von Madame

Guérard, dieser sanften jungen Witwe, die schon der Schutzengel ihrer eigenen Kindheit gewesen war. Antonia tendierte dazu, letzteres zu glauben. Sie jedenfalls hatte vor, Bernhardts Verhältnis zu ihrem Kind in weniger romantischen Farben darzustellen. Die goldene Stimme, die mag Sarah ja gehabt haben, auch im Umgang mit ihrem Kind. Aber ob das auch goldene Inhalte waren, die dem kleinen Maurice beschert wurden, das wollte Antonia doch sehr in Frage stellen. Man kennt das ja. Das ist auch heute noch so. Frauen, die auf der Karriereleiter ganz oben stehen und überdies Mütter sind – manchmal kam das ja vor –, kehren beflissen ihr mütterliches Engagement hervor, betonen emphatisch, dass – trotz Aufsichtsrat und Vorstand –, im Einklang mit der immer noch herrschenden Meinung, die Familie für sie das Wichtigste bleibt.

Antonia hatte dieses Mutter-Modell immer abgelehnt. Solange sie mit sich selbst nicht im Reinen war und die Männer an ihrer Seite eher Zeugungsmuffel, war eine Schwangerschaft ausgeschlossen für sie. Mit Jean-Luc hätte sie sich ein gemeinsames Kind noch am ehesten vorstellen können. Aber auch das war bloß eine Illusion, wie sich gestern herausgestellt hatte. Das war's dann ja, hatte er ihren Pakt der freien Liebe, des gegenseitigen Vertrauens und verantwortlichen Miteinander mit einem kurzen Handschlag aufgekündigt. Was hatte sie falsch gemacht? War sie nicht zäh genug in der Liebe? Nicht aus dem Stoff, aus dem man verlässliche Familien schneiderte? Aber vielleicht war dieses ganze Familienidyll bloß eine Idee von Jean-Jacques Rousseau, diesem Trompeter der neuen Mütterlichkeit, der gegen das französische Ammenwesen angetrommelt hatte und

damit gleichzeitig ein neues Ammenmärchen kreierte, das von der Mutter als alleiniger Garantin für das Wohl und Wehe ihres Kindes. Dass er die so in die pädagogische Verantwortlichkeit gehievte Mutter im gleichen Zug in einen goldenen Käfig sperrte, haben erst spätere Generationen von Frauen und Mädchen herausgefunden. Und überhaupt Rousseau. Wie soll man einem trauen, der fünf seiner eigenen unehelichen Kinder im Findelhaus erziehen ließ. Auf dem Rücken der Frauen lässt sich gut trommeln. Das ist auch heute wieder so, wo die Geburtenrate sinkt und sich Männer mit Einfluss große Sorgen darüber machen, dass die Deutschen aussterben könnten. Auch sie empfehlen den Frauen das hehre Glück der Beschränkung und den Reichtum im Kinderblick, damit sie selbst ihre Karrieren vorantreiben können und nicht auf den Spielplatz müssen. Die Frauen-Falle. Darauf war Antonia zum Glück nicht hereingefallen. Das konnte auch nicht der Grund für das Scheitern ihrer Ehen sein. Das ganz sicher nicht.

Ihr Handy klingelte. Jean-Luc. Bestimmt. Er würde alles erklären. Den Irrtum aufklären. Ja. Nein. Doch, ich liebe dich. Natürlich war das alles nur ein Missverständnis nach all diesen Jahren ihres gemeinsamen Lebens hier in Paris. Jeder hat schließlich mal Tiefs und hängt durch. Jeder. Sie wusste ja, auch er hatte beruflichen Ärger gehabt und strapazierte Nerven. Das verschiebt die Perspektive.

Es war wieder Moritz. Der Abgabetermin für ihre neue Sarah-Bernhardt-Biografie könnte um ein halbes Jahr verlängert werden. Das sei immerhin möglich und käme ihr doch gewiss entgegen.

»Moritz, glaub mir. Das ist nicht nur eine Zeitfrage. Ich kann in meiner augenblicklichen Situation

eine solche Erfolgsstory einfach nicht schreiben. Da wird nichts draus.«

»Und wie lange dauert diese deine augenblickliche Situation«, fragte er ziemlich gereizt.

Er behandelte sie wie eine launenhafte Diva, fand Antonia brüskiert. Wie Sarah Bernhardt, die man mit Zuckerbrot und Peitsche bei Laune halten musste. Seit Jean-Lucs lakonischem Weggang konnte sie nicht einfach so tun, als ob alles in Ordnung wäre. Sich wieder wie gestern an den Schreibtisch setzen, um die beispiellose Karriere dieser Frau in neues Licht zu rücken, sie auf ihrer exzentrischen Tournee durch Europa und Nordamerika zu begleiten, ihre Menagerie zu rekonstruieren, diesen Privat zoo, der aus ihrem Affen Darwin, ihrem Papagei Bizibouzou, ihren drei Hunden, den sechs Chamäleons und einem jungen Leoparden bestand. Gestern fand sie das alles beeindruckend. Heute bloß noch peinlich. Und diese Massagen, wo Miniccio, ihr Lieblingshund, dann Fly und zuletzt Bull ihr den Fuß ablecken mussten, bevor sie sich jeden einzelnen Zeh von ihrem Masseur strecken ließ. Einfach lächerlich. Im Augenblick war sie vollauf mit ihrem eigenen Leben beschäftigt. Der Sturz in den Abgrund war überraschend gekommen. Ohne jede Vorbereitung. Ohne Erklärung. Ohne Kampfansage. Nicht mal das. So konnte man mit Menschen nicht umgehen. Das war einfach nicht hinnehmbar. Nicht für sie jedenfalls. Sie wählte seine Handynummer. Er musste schon mit ihr reden. Ihr einen Grund nennen. Sie etwas erwidern lassen.

»Der Teilnehmer dieser Nummer ist zurzeit nicht erreichbar.«

»Nicht erreichbar, wer's glaubt. Der nimmt einfach nicht ab, dieser Feigling. Dieser gut gelaun-